



Paul Gerhardt.

Historische Pfingstergedächtnis von Christoph Wild. (Schluß.)

„Schaff' daraus ein Lied“, hat sie mit zitternder Stimme; „jedes Wort sei eine Strophe.“

„Ich will es.“ Er setzte sich an den Tisch und begann zu dichten. Nach einigen Minuten fragte sie, wie weit er wäre.

„Bei der zweiten Strophe: Dem Herrn mußt Du vertrauen, Soll es Dir wohlbegehen, Auf sein Werk mußt Du schauen, Wenn Dein Werk soll bestehen.“

„Kann mich doch der Tod nicht tödten, Sondern reißt Meinen Geist Aus viel tauend Nöthen.“

(8. Strophe des Liedes: Warum sollt ich mich denn grämen.) „Sibylla, was ist Dir?“ rief Paul Gerhardt und sprang vom Tische auf.

„Noch einmal begegnest ihm ihre Blicke — so sanft, so ergebungsvoll, dann lieft ein Schatten über ihr Antlitz — der Tod hatte seine Peine geföhlt.“

II. In Berlin.

Die Jahre der Jugend waren entwichen; aber so sehr der Vater und die würdige Stiefmutter Paul Gerhardt gedrängt hatten, er war leblich geblieben und waltete des Pfarramtes in Gräfenhainichen. Die Gemeinde ist meine Braut, ist meine Gattin, pflegte er zu sagen. Dennoch benädhigte sich seiner ein eigenes Gefühl, als auch die beiden Aeltern hinübergegangen und neben Sibylla eingedhartt waren. Die Seimatshadt erchien ihm im träuben Licht, ihre Straßen wüsten auf ihm beengend. Daher ergriß er die Gelegenheit und folgte einem Rufe aus Mittweida, die erledigte Pfröbstelle einzunehmen (1651).

Die Poesie hatte ihn nach dem Tode Sibylla's nicht verlassen. Sein Lieb, welches er am Schlusse des dreißigjährigen Krieges gelungen: Gottlob nun ist erschollen Das edle Fried- und Freundwort, Daß nunmehr ruhen sollen Die Schwert- und Speise und ihr Mord. Wohlant! und nimm nur wieder Dein Saitenspiel hervor, O Deutschland singe Lieder Im hohen, hellen Chor. u. i. w.

Hatte seinen Namen weit hin bekannt gemacht und war die Ursache auch gewesen, daß man ihn nach Mittweida berufen, ja in der Hauptstadt Kurbrandenburgs war der Magistral auf ihn aufmerksam geworden, so daß man ihn zu einer Gaspredigt während des Pfingstfestes 1654 einlud. Er kam, weil ihm Mittweida verleidet war; die Lutherischen Bewohner des Städtchens wollten einen verheirateten Seelsorger, und Paul konnte sich nicht entschließen, ihnen zu willfahren. Er kam und seine Predigt am Pfingstfeste, die ein Aufbruch der befreiten Seele nach der langen Unterwerfungsgeschicht genannt werden konnte, war wieder ein Triumph. Aller Augen hingen an den Zügen des beredeten Mannes.

Als er die Kirche verließ, hastete plötzlich sein Blick auf einer Kirchengängerin, die sich an der Pforte zur Sakristei aufgestellt hatte, um den fremden Geistlichen, der die ganze Gemeinde auf das Tiefste ergriffen, noch einmal in der Nähe zu sehen. Er trat betroffen einen Schritt zurück; denn hier schien die spielende Natur seine Sibylla wiederholt zu haben, solche Ähnlichkeit bot sich seinen Augen dar. „Wer ist jenes Mädchen?“ fragte er den ihm folgenden Kirchengänger: „Kannst Ihr sie?“

„Das ist eine fleißige Kirchengängerin“, lautete die Antwort: „ein Weidkind des Propstes Vilius, die sehr tugendhafte Jungfrau Anna Maria Bertholdi, Tochter des Kammergerichtsadvokaten hiersebst.“

„Ich wünschte wohl, sie kennen zu lernen“, erwiderte Paul Gerhardt; „Ihr Aeußeres erinnert mich an eine theure längst Entschlafene, die mir unvergesslich geblieben ist, obgleich fünf und zwanzig Jahre seit ihrem Tode verstrichen sind.“

„Dazu kann leicht Euer Hochschwürden verholten werden“, bemerkte der Küster, der in der Nähe gestanden; „Ihr braucht Euch nur an den Propst zu wenden.“

„Was giebt es mit dem Propst?“, ließ sich die etwas feste Stimme des hinzukommenden Vilius vernehmen. Paul Gerhardt stellte ihm seinen Wunsch vor. So gleich kam der Propst bemessen auf die ihm eigene rücksichtslose Art nach. Er rief Anna Maria herbei, erlösend nach das hübsche junge Mädchen näher. „Was befehlt Ihr, Herr Propst?“ fragte sie.

„Che Vilius antwortete konnte, war Paul Gerhardt an sie herangetreten und erklärte ihr, was ihn bewegen habe, sie herbeizuwünschen. Die bescheidene Gewandtheit, mit der Anna Maria antwortete, nahm das Herz des Einsamen völlig ein. Er ließ sich in das Haus des Vaters

einführen. Dann verlängerte sich der Aufenthalt, bis er ihre die Hand vor Gottes Altar reichte.

Als die beiden Ehegatten in den Wagen stiegen, um nach Mittweida zurückzukehren, weinte Maria's Mutter. „Laß gut sein“, flüsterte die Tochter ihr zu: „Sorgt für eine Verfassung meines Pauls nach Berlin, und wir kehren zurück.“

Faßt drei Jahre vergingen ab, bevor Gerhardt wirklich in die Hauptstadt Kurbrandenburgs einzog, das war im Jahre 1657. Er hatte Mittweida gern verlassen, deren Bewohner ihn anfeindeten, weil er keine Tochter ihrer Stadt als Ehefrau genommen hatte; aber er fand in Berlin nicht Alles, was er erhofft hatte.

„Lutheraner und Reformierte standen sich feindlich gegenüber und Alles drängte auf ihn ein, daß er in diesem Streite der Geister Partei nehme. Sein friedliches Gemüth war für den Kampf nicht geschaffen und am wenigsten mochte er es den anderen Theologen gleich thun, welche die Calvinisten, Sakramentskämpfer und Manichäer von der Kanzel schimpften. „Ich möchte gerne Veröhnung“, äußerte er; aber Vilius entgegnete: „Wie? Veröhnung mit diesen Teufelskindern, welche in dem Abendmahl nur ein Erinnerungssymbol sehen? Nein, Gerhardt! Ihr müßt zu uns stehen.“

Zimmer heftiger wurde der Kampf der Geistlichen, daß der Kurfürst eine Erhöhung der Bürgerchaft unter einander befürchtete zu müssen glaubte. Friedrich Wilhelm, der eigentliche Schöpfer des preußischen Staates, war ein geistig hellsehender Kopf. Er übertrug unstreitig seine Zeitgenossen an Geist, weshalb ihm schon die Mittelwelt, selbst seine Feinde den Beinamen des Großen gaben. Dazu war er aber auch ein Mann, der dem Prinzip der Souverainität huldigte.

„Ich will dieses Rajen gegeneinander nicht ferner dulden“, rief er, und am 16. September 1664 gab er ein Edikt den Protestanten, sich für Brüder anzusehen und bedrohte die dawider handelnden Geistlichen. Dieselben sollten sich durch Unterschrift verpflichten, sich als geneigt zu betrachten.

Dieses Edikt erregte einen Sturm des Unwillens. Vilius und der Archidiaonus Reinhardt predigten offen dagegen, und auch Paul Gerhardt vertrat seine Unterschrift. Die Folge war die Absetzung der ersten Weiden im Jahre 1666 — die Gerhardt's am 27. Juli 1666.

„Mein armer Mann!“ rief Frau Anna Maria: „Was wird aus uns werden?“ Paul wies zum Himmel.

„Befieh Du Deine Wege Dem, der im Himmel leht“, sprach er mit vollem Göttertrauen, und als Frau Anna Maria meinte, sie sehe überhaupt keinen Weg, erwiderte er mit der vierten Strophe des herrlichen Liedes: „Weg hat Er allenwo.“

Die Gläubigkeit des Gatten riß die Andere dahin. Sie warf sich ihm an die Brust und gelobte innig, ihm mitzutragen zu helfen, was der Herr auch jenem.

Es bot sich dem waderen Seelsorger bald Gelegenheit, sein Pfarramt auszuüben, ohne daß er dem Großen Kurfürsten im Geringsten nachzugeben nötig hatte. In der damals sächsischen Stadt Lübben starb der Archidiaonus Kriewitz und des streng lutherischen Sachsens Augen wandten sich auf den genialen geistlichen Sänger. Man berief ihn aus Berlin zu einer Probepredigt in die Stadt am Rande des Spreewaldes. Paul Gerhardt säumte nicht. Am 13. Oktober 1668 trat der rüstige Sechsigjährige mit dem milden Antlitz ein. Als er zwei Tage später die Kanzel bestieg, hatte er den Text gewählt: „Ich will verständigen Deinen Namen meinen Brüdern und mitten in der Gemeinde Dir lobföhnen. Ich will mein Vertrauen auf Ihn setzen (Hebräer 2, 12)“. Da schien er der Gemeinde ein zweiter Luther zu sein, und Alles lautete. Er suchte nicht zu röhnen, sondern zu erheben. Er erreichte es — und als die Zubörer das Gotteshaus verließen, herrschte nur eine Stimme: Er sei unser.

Er ward ihrer und führte seine Heerde in Liebe und Freundschaft, bis der Tod ihm dicht vor dem Pfingstfeste 1676 nahe. Vor dem Tode standen die Lübbener dicht gedrängt, drinnen aber fanden Anna Maria und sein Sohn Paul Friedrich und hielten die Hände des Sterbenden, dem ein Amsbruder soeben das heilige Abendmahl gereicht hatte.

„Es geht rasch mit mir zu Ende“, sagte Paul Gerhardt schwach: „mein Haus ist bestellt und doch bleibt mir noch etwas. Stille Deine Thränen, mein Sohn, und merke auf. Es sind die letzten Lehren, die Dir Dein Vater giebt. Ich habe sie als den Anbegriff der menschlichen Weisheit gesammelt. Thue nichts Böses, daß dieses nicht auf Dich schlage. Daß Dich niemals vom Jörn fortreiben, daß Du nicht ungerecht werdest. Schäme Dich der sündigen Lüste, ohne daß Du die Freude stiehest. Heirathe, sobald Du ein Weib erröhnen kannst; doch schau bei der Wahl mehr auf den Charakter, als auf das Angeficht und den Leib. Thue den Leuten soviel wie möglich Gutes und fliehe den Weiz. Laß Dir an dem, was Du halt, genügen und strebe nicht nach Schätzen, denn Zufriedenheit ist mehr werth, als der Mammon. Beher-

zige dies. Lebe wohl.“ Dann wandte er sich seiner Gattin zu: „Weine nicht; wir sehen uns wieder.“

Kann uns doch der Tod nicht tödten, Sondern reißt Unsern Geist Aus viel tauend Nöthen, Schlecht das Thor des bittern Leidens Und macht Dich, Daß man kann Gehen zu Himmelstuden.“

Diese Strophe, die achte aus dem Liede: „Warum sollt ich mich denn grämen“, war das Letzte, das er sprach. Die Kraft verlor sie ihm, noch einmal blühte er Anna Maria liebend an, dann verschied er am Vorabend von Pfingsten 1676 (27. Mai).

„Er ist todt, unser Vater!“ tönte es in Lübben's Straßen, und die Thränen von Jung und Alt flossen. Das war ein schmerzlich Pfingsten für die Bewohner der Stadt, in der er zuletzt gewirkt hatte.

Er wurde in der Hauptkirche beigelegt, sein Bildniß aber in dem Gotteshause aufgehängt, so daß Jeder ihn schauen konnte. Da hängt es noch heut, und noch heut schaut der Lübbener mit Stolz auf den großen Dichter, weite er doch und wirkte er in der Stadt am Spreewald. „Er war unser“, ruft er noch heut.

Buchhandel im alten Rom.

Von Hermann Wilz.

Der Buchhandel ist heutzutage einer der gewaltigsten Erwerbszweige der Welt geworden, und wenn man den Umsatz betrachtet, der alljährlich in den großen Buchhandlungen erzielt wird, so wird einem erst offenbar, welche Machtstellung sich das geschriebene und gedruckte Wort im Laufe der Jahrhunderte errungen hat. Seinen Ursprung verdankt der Buchhandel ohne Zweifel der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg, wenn auch nicht etwa behauptet werden kann, daß in dieser Zeit die Anfänge unseres heutigen Buchhandels zu suchen wären. Sie liegen in einer weit früheren Zeit, ihre Wurzeln reichen zurück bis an's klassische Zeitalter der Griechen und Römer, die bereits einen ausgebreiteten Buchhandel ihrer Eigen nannten. Es ist wahr, daß sich der Buchhandel des Alten bei Weitem von unserem unterschied, aber so viel Unterschiedenmerkmalen auffindend, daß, soviel Ähnlichkeitsmomente sind auch vorhanden, wie wir in nachfolgender Schilderung sehen werden. In Griechenland gab es bereits zur Zeit des Periklitos von Athen und des mächtigen Sokrates von Samos umfangreiche Bibliotheken, die auf ein buchhändlerisches Geschäft schließen lassen, und zu Sokrates des Westens Zeiten war auf der Drachstra des Dionysischen Theaters in Athen bereits ein reger buchhändlerischer Verkehr, wenn wir den Angaben der alten Autoren Glauben schenken dürfen. Freilich stehen uns die Nachrichten über den Buchhandel in Griechenland nur spärlich zu Gebote, während wir vom Buchhandel in Rom die ausführlichsten Schilderungen besitzen. In Rom kam auch erst der Buchhandel zu seiner eigentlichen Blüthe, hier erlangte er eine Verblüthe, die sich weit über den ganzen Erdkreis erstreckt hat. Fragen wir uns zunächst, wie die Bücher damals gestaltet waren, so müssen wir natürlich von dem heutigen Begriffe ablassen, „Buches“ absehen. Die Bücher waren geschrieben, und zwar bediente man sich großentheils des Baltes der Papyrusstämme zu denselben. Das Material wurde aus verschiedenen Städten bezogen, und zur Zeit des Augustus gab es in Rom bereits 7 verschiedene „Papierfabriken“. Die unter der Stengelschale befindlichen, dünnen Bastlagen der Papyrusstämme, welche bei der Zusammenfügung etwa 1—2 Finger breit am Rande übereinander zu liegen kamen, geben 2—3 Finger breite Streifen oder paginas, was wir an den in Herulanum aufgefundenen Rollen noch sehen können. Doch war der Papyrus nicht das einzige Material, welches zur Anwendung kam, auch das Pergament, eine Erfindung des Königs Cumenes von Pergamon, kam häufig in Gebrauch, obwohl es viel kostspieliger war, als der Papyrus. Auch Hühner, bei welchen sich die Schrift auf Leder und auf Leinwand befand, werden mehrfach erwähnt. Zum Schreiben auf diesem Material diente eine Art von Tinte, welche atramentum librarium, zu Deutsch „Bücherwässer“, genannt wurde. Man verwandte auch Tuche und Seepia für die Schrift und verschiedenfarbige Schriftzeichen gehörten schon damals in's Bereich der sogenannten „Prachtemplare“. Zum Schreiben nutzte man Rohrstrengel, ganz nach Art der Gänsefedern zu, und auch diese Rohrstrengel hatten verschiedene Preise, das beste wurde aus dem Wunderland der Pyramiden, von den Schilfgeladen des heiligen Vater Nil, oder aus Onidus, oder auch vom anattischen See bezogen. Und was nun das Schreiben selbst anlangt, so beschrieb man fast ausschließlich nur die eine Seite, während die Rückseite des Alattes mit Oebenäl oder mit Saffran beschriftet wurde. Man that dies einestheils, weil die Schrift dadurch deutlicher hervorgehoben wurde, andererseits aber wohl auch hauptsächlich, um den Worten und Wörtern zu verleiten, hier Hälften zu bauen. Die Schrift war bisweilen in zwei auch wohl drei Columnen oder Spalten getheilt, die durch Linien von rother Tinte

getrennt wurden, und bei besser ausgestatteten Werken mit kunstvollen Arabesken versehen waren. Am Anfang und Ende stand der Titel des Buches, der buntfarbig ausgestattet war, und zugleich den Inhalt des Werkes mit anzeigte. Von einem Einband der Bücher im heutigen Sinne war damals gleichfalls nicht die Rede. Die an einer Seite durch Leinen oder Bresten zusammengefügten Blätter wurden an einem hohen Cylinder aus Stroh, Eisenblech oder Holz befestigt, und durch diesen Cylinder ging ein drehbarer Stab, der an oberen und unteren Ende je einen kunstvoll gearbeiteten, runden Knopf hatte, der von zierlicher Arbeit war, und einestheils zur Befestigung des Stabes, damit er nicht aus dem Cylinder herausfuhr, anderen Theils aber auch zur Schonung des Buches diente, welches beim Lesen auf demselben ruhte, und beim Umschlagen der Blätter sich nicht auf dem Tische abgabte. Hinten am oberen Ende der Rolle war, wie bei unseren Büchern, auf einem ausgeklebten Streifen Papier der Titel des Buches mit röhlicher Schrift verzeichnet. Wenn man das Buch nicht mehr brauchte, so wurde es, um es gegen Staub u. s. w. zu schützen, in eine Umhüllung von roth oder gelb gefärbtem Pergament eingeschlagen und wenn es besonders wertvoll war, in ein Kästchen von Ebenholz gelegt. Auf das erste Blatt des Buches wurde häufiger das Bildniß des Autors gemalt.

Diese Bücher wurden nun von den Slaven für ihre Herren hergestellt, und die einzelnen Privatbibliotheken erländen zumeist auf dem Wege des Tauchhandels. Man ließ die Bücher öfters kopieren und veräußerte die Kopien gegen andere gleichwertige Werke. Die erste namhafte Privatbibliothek in Rom war die des Annulus Paulus, deren Reichhaltigkeit berühmt war.

Ueber die Beschaffenheit eines Bibliothekszimmers sind wir ebenfalls genau unterrichtet, da bei den Ausgrabungen von Vercellanum das Bibliothekszimmer eines vornehmen Römers, das 1700 Bücherrollen umfaßte, aufgefunden wurde. Da man ein reiches Tageslicht nötig hatte, so war das Zimmer nach Morgen gelegen, die Wände waren rings herum mit Schränken besetzt, die jedoch nur so hoch sein durften, daß man die Bücher aus den Schränken bequem herauslangen konnte. In den Bibliotheken wurden auch die Bilder der Angehörigen, vor allem berühmter Männer aufgehoben, und hier wurden auch Slaven als Bibliothekler, die zugleich das Bücherkopieren besorgten, gehalten, librarii, scribae, oder antiquarii genannt, von welcher letzterem Namen der unserer Antiquare abstammte.

Es läßt sich nun leicht erklären, wie sich mit der Mode der Privatbibliotheken der Buchhandel entwickelte. Bei dem wachsenden Bedarf machten die freigelassenen Slaven ein Geschäft aus den Bücherrollen, und hielten sich wieder Slaven, so daß, wenn einer bestimmte, oft eine Auflage von zwanzig und mehr Exemplaren hergestellt werden konnte. Wie schnell die Bücher fertig wurden, davon giebt der Dichter Martial ein Bild, der von seinem zweiten Band Gedichte sagt, der Schreiber schreibe ihn in einer Stunde ab. Der Band enthält aber 93 Epigramme, außer den Ueberschriften 540 Verse, so daß der Schreiber in der Minute 9 Verse schreiben mußte. Die Buchhändler, die ihre Plätze am vicius Sandalaris u. s. w. hatten, besaßen geräumige Läden, bei welchen außer am Gebäude Säulen mit großen Plakaten die verkauften Werke anfündigten und den Preis derselben angaben. Hier war der regste Verkehr, und Dichter, Schriftsteller, Kritiker trafen sich regelmäßig in den gangbaren Buchhandlungen, wie heutzutage in den Cafés. Die Bücher waren übrigens nicht theuer. Der Verleger Typhonus verkaufte das 13. Buch des Dichters Martial für 4 Sesterzen, etwa 57 Pennige, und dieses Werk umfaßte ungefähr 1 1/2 Bogen nach heutigem gewöhnlichen Druck. Das erste Buch desselben Dichters kostete in Purpurenband 5 Denare oder etwa 3 Mark, ordinär gebunden aber nur 6 bis 10 Sesterzen, das heißt 80 Pennige bis 1 Mark 30 Pf. Freilich zahlte die römischen Reichthümer auch nur in den seltensten Fällen Honorar, größtentheils mußte der Autor sich mit ein Paar Freizeitemplaren absehen lassen. Kein Wunder, daß da ein so beliebter Autor wie Martial doch sein Leben lang arm blieb, während die Gebrüder Soffi, Atracutus, Dorus, Pomponius, Atticus, und wie die Hauptbuchhändler alle hießen, reiche Leute waren. Eine Frucht des aufblühenden Buchhandels waren schließlich auch die öffentlichen Bibliotheken, deren erste in Rom von Asinius Pollio im Atrium des Tempels der Freiheit auf dem Aventinischen Hügel errichtet wurde. Auch Cäsar trug sich mit dem Plane von Volksbibliotheken, die Augustus später ausführte, der die sogenannte octavianische und pelatinische Bibliothek baute. Unter den späteren Kaisern ist bei weitem die umfangreichste Volksbibliothek die „Ulpia“ des Kaisers Trajan. Die größte öffentliche Bibliothek des Alterthums überhaupt war die in Alexandria, welche von Ptolemäus Lagi gegründet worden war. Sie zerfiel in zwei Abtheilungen, die ältere im Bruchion, einem Theile der Königsburg, welche nach Gellius 700 000 Bände enthielt, und in Klammern aufging, als Cäsar die im Hafen liegende ägyptische Flotte bei seinem Feldzuge in Afrika in Brand steckte, und die kleinere oder spätere in Serapeion. Eine ebenfalls umfangreiche Volksbibliothek war die zu Pergamon, für deren reichhaltige Ausstattung die etruskischen Könige, namentlich Cumenes II., trotz vielfacher Schwierigkeiten, die ihm von den ägyptischen Königen gemacht wurden, sorgten. Die Pergamonische Bibliothek wurde später von Antonius der Cleopatra an Stelle der verbrannten im Bruchion geschenkt und nach Alexandrien übergeführt.

Damit möge diese kurze Skizze beendet sein. Wie überhaupt alle Vorkereinigungen der menschlichen Kulturentwicklung ihre Vorbereitungen im klassischen Alterthum haben,

so wurzelt auch die Entwicklung des Buchhandels in seiner Zeit.

Ein einziges Haar für 100 Pfund Sterling.

Das Wiener „Extrablatt“ erzählt: Ein reicher Engländer, der sich auf der Durchreise zur ungarischen Landes-Ausstellung einige Tage in Wien aufhielt, trat zufällig in eine Friseurhandlung der inneren Stadt in dem Momente ein, als ein junges Mädchen von hübschem Aussehen, jedoch ärmlich gekleidet, gerade mit dem Geschäftsinhaber um den Preis ihres eigenen Haarstückes verhandelte. Das Mädchen löste ihr dichtes, blondes Haar auf, durch welches der Friseur die Finger gleiten ließ, um die Qualität des außerordentlich reichen und langen Haares zu prüfen. Das Mädchen verlangte 20 Gulden als Preis für ihren schönsten Kopfschmuck und der Friseur erklärte, nur 8 Gulden hierfür bezahlen zu können. Der Engländer interessierte sich sofort für den Handel, und während er sich in dem Lehnstuhl sitzend befand, beobachtete er im Spiegel aufmerksam das Mädchen und die Haken in welche der Handel trat. In den Zügen des armen Mädchens drückte sich ein schwerer Kummer deutlich aus und ihre Stimme dröhnte, als sie das niedrige Angebot des Friseurs ablehnte. Der Vetter verjährt mit allen Mitteln kaufmännischer Ueberredungskunst dem schönen Kinde begreiflich zu machen, daß das lebende Haar erst einer komplizierten Behandlung unterzogen werden müsse, um zur künstlichen Verarbeitung geeignet präparirt zu werden, daß das Haar als Rohprodukt keinen hohen Werth repräsentire, als es das Mädchen glauben mochte, u. dgl. Nach langer Ueberredung entschloß sich endlich das Mädchen, ihr Haar um 10 Gulden der Schere des Friseurs zu opfern. Im Moment, als der Friseur das Haar abzuschneiden sich anschickte, sprang der Engländer von Lehnstuhl auf, schritt rathlos auf das Mädchen zu und gebot dem Friseur: „Sah!“ Vetter trat betroffen zurück. Der Fremde, welcher der deutschen Sprache zur Noth mächtig war, befragte hierauf das Mädchen um die Veranlassung ihres Ansehens, und der freundliche Ton, den der alte Herr an sich, ließ das etwas eingeschüchterte Mädchen vertrauensvoll antworten. Sie erzählte eine einfache aber ergreifende Geschichte, wie sie das Leben oft im engsten Rahmen der Familie sich abspielen läßt. Ihr Vater, noch vor kurzem ein angehender Industrieller, hatte sein Vermögen eingebüßt und sie mit Frau und Kind nach Wien gekommen, um hier eine neue Existenz zu suchen. Nahezu ein Jahr lang war all' sein Streben vergeblich. Der alte Mann konnte kein Unterommen finden. Die Reste früheren Wohlstandes gingen für Lebensmittel auf und zum Uebermaß des Unglücks liegt die Mutter dabeim auf dem Krankenbette; die Aufregungen über das Fehlschlagen seiner Bestrebungen haben auch den armen Gatten sich gemacht und als eben Morgens kein Kreuzer mehr im Hause war, ging die Tochter fort, um beim Friseur ihr Haar zu verkaufen. Vom Erlöse hoffte sie, für Mutter und Vater Brod zu kaufen. . . — Das bleiche Mädchen erzählte ihre Geschichte in schmutzlos ruhenden Worten, die den Engländer tief in das Herz trafen. „Wollen Sie, liebes Kind, mir Ihr Haar verkaufen?“ fragte er. — „Ja“, antwortete das Mädchen, während ihr die Thränen in die Augen traten. Der Lord nahm hierauf aus seiner Brieftasche eine Banknote heraus und reichte sie dem Mädchen. Es war eine Note, lautend auf 100 Pfund Sterling (ca. 1200 Gulden). Dann ergiff er eine Schere und schnitt dem Mädchen — ein einziges Haar ab, das er sorgfältig in seiner Brieftasche verwahrte. — „Gehen Sie jetzt nach Hause, liebes Kind“, sagte er hierauf, „und geben Sie die Banknote Ihrem Vater. Er wird damit schon das Rechte beginnen.“ Und während der Lord zur Thüre hinaus ging, rief er dem Mädchen zu: „Grüßen Sie Ihre frasse Mutter“ und fuhr im Friseur, der vor dem Laden hielt, rasch davon, das Mädchen und den Friseur sprachlos zurücklassend. Vetter vermochte das vor Freude und Glück ausschlagende Mädchen kaum zu beruhigen. Es eilte fort, um den Eltern dabeim das Geld, das in dieser Situation Alles bedeutete, zu bringen. Dank der unermüdeten Pflege genas die Mutter alsbald und gegenwärtig ist der Vater in der glücklichen Lage, einen kleinen Baarenhandel in einer Vorstadt zu eröffnen, der hoffentlich die schwergeprüfte Familie wieder bürgerlich ernähren wird.

Religion und Rechtspflege des Sakwiri-Stammes im Kamerun-Gebirge.

Während die Neger der Slavenrassen einen reich ausgestatteten Olymp und wahrhaft zahllose Götterbilder griechisch-römischen Stils besitzen, scheint das Kamerunvolk Götzenbilder gar nicht zu kennen.

Im Flußgebiete von Kamerun ist es ganz besonders schwierig, die Wahrheit über den Kultus der dortigen Dualla zu erfahren, denn die Neger behandeln diese Dinge als strengstes Geheimniß und würden, dem, der allzu viel von ihren logenartigen Verbräuerungen und ihren Ceremonien ausplauderte, übel mitspielen. Anders im Gebirge. Dort waltet bloß eine natürliche Ehen, dem Weissen, von dessen Religion man auch schon gehört hat, von den eigenen heiligen Dingen zu sprechen. Die meisten Neger sind der Ansicht, daß der große Fetisch der Weissen stärker sei als der Fetisch der Schwarzen. Da man aber den eigenen Fetisch, der sich doch einzig und allein um den schwarzen Mann bekümmert (der Fetisch der Weissen thut das nicht oder bloß in Ausnahmefällen), so sehr fürchtet, so spricht man nicht gern von ihm, wenigstens nicht zu den Weissen, aus Besorgniß, daß der Fetisch durch diese Prophantrung verlegt und erzürnt werden

könnte. Im größten Theile des Gebirges scheint man einen guten und einen bösen Gott zu kennen; in einzelnen Gegenden hört man jedoch bloß von einem Wasser- und einem Waldgott. Ob einer von diesen das gute und der andere das böse Prinzip vertritt, ist nicht mit Gewißheit festzustellen: man kann jedoch aus der Furcht, welche die Neger besonders vor dem Waldgott an dem Tag legen, schließen, daß dieser so etwas wie unser Teufel sei. Die einzigen Kultusstätten, die im Berglande gesehen wurden, waren von einem kleinen Zaun eingegrenztes Gebüsch, vor denen die Gläubigen ihre Opfergaben (Balmrinne, Palmöl in kleinen flachen Schalen u. s. w.) niedergelegt hatten. In Manapa nennt man den guten Geist „Uwoffe“ und den bösen „Mofaffe“. Außer ihnen giebt es wahrscheinlich noch eine größere Anzahl von Untergöttern, Genien u. s. w.

Den auf dem Mongo-ma-loba thronenden sehr großen und mächtigen Gott nennt man in Manapa „Uwoffe Moto“. Er ist halb Stein und halb Mensch; wenn irgend etwas Besonderes, sei es Gutes, sei es Böses, bevorsteht, so legt er weiße Gewänder an (nämlich wenn auf dem Götterberge Schnee fällt). Eine ganz hervorragende Rolle spielen im bürgerlichen und Rechtsleben des Volkes die Fetischpriester oder Medizinmänner und über den Umfang des von ihnen angeordneten Urtheils wird man sich in Europa nur schwer eine richtige Vorstellung machen können. Die Sakwiri kennen zwei Formen des Besites, nämlich Frauen und Ziegen, und dem entsprechend hört man im Gebirge niemals von andern Rechtsfällen als von Frauen-Palaver und von Ziegen-Palaver. Kommt man zu einer Erbschaft und erfährt, wie das oft vorkommt, daß der König durch eine „Gerichtssitzung“ am sofortigen Erbscheine verhindert ist, so pflegt man durch den Dolmetscher fragen zu lassen, ob es „womalanalaver“ oder „got-palaver“ sei. Das eine oder das andere ist es ganz gewiß. Nur pflegen da Weiber bedeutend wertvoller sind als Ziegen, die den Frauenbesitz betreffenden Rechtsfälle etwas mehr Zeit in Anspruch zu nehmen als die übrigen. Aber nicht alle Verdingungen gegen den Frauen- und den Ziegenbesitz liegen so klar und offen zu Tage, daß sich das weltliche Gericht, nämlich die Könige und die Häuptlinge, damit beschäftigen könnten. Es giebt auch Hexerei und dieie entzieht unter die Gerichtsbarkeit der geistlichen Gerichtshöfe, nämlich der Medizinmänner, deren meistens sehr graumaine Entscheidungen von den Königen und dem Volke mit besonderem Vergnügen vollstreckt werden. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß, wer einen Menschen befehrt hat, getödtet, wer aber bloß eine Ziege befehrt hat, verbannt wird.

Das Strafgesetzbuch der Sakwiri ist wie dasjenige der meisten westafrikanischen Stämme sehr einfacher Art; es kennt bloß einen einzigen Paragraphen: „Augen um Aug, Zahn um Zahn.“ Todtschlag innerhalb einer und derselben Erbschaft scheint niemals selten zu sein. Wenn aber die Bewohner einer Erbschaft jemand aus einem anderen Dorfe erschlagen haben, so entsteht der Zustand, den man hier „Krieg“ zu nennen pflegt. (Köln. Ztg.)

Mannigfaltiges.

Säkular- und Semisäkularlitage.

- 3. 2. Juni 1535. Geboren zu Paris Philippe Quinault, französischer Dichter, der Klavier unter den Operntendern, gestorben 26. November 1688.
- 11. 11. Juni 1685. Der Herzog James von Monmouth landet mit Emigranten als Beschützer des protestantischen Glaubens zu Lyme in Dorsetshire (Südweste Englands).
- 12. 12. Juni 1685 (al. 1684). Ludwig XIV. von Frankreich vermaßt sich insofern mit der Wittve Scarron's, Françoise d'Aubignis, Frau v. Maintenon.

Arithmogriph von Carl Stenael.

2 3 4 2 7 5 1 2 5	Dier
18 13 12 16 5 1	Intel u. d. Distrikte Californiens.
4 13 14 13 15 8 15	Wohlet.
4 13 17 1 13 18	Saunfahst einer span. Zinsel.
13 14 12 13 4 13 16	Bibl. Name.
6 13 11 11 5	Gesäß.
6 13 14 19 12	Stadt in Böhmen.
5 14 13	Intel.
5 1 7 9 13 1 10	Königreich.
2 9 11 5	Rebenliug der Oer.
1 5 2 8 1	Altital. Gottheit.

Die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Anfang eines Liedes.

Mäthsel.

Keiner kann's entbehren,
Der sein Werk will thun mit Ehren,
Keiner kann's vermeiden,
Nicht geduldig es erbeden;
Jeder kann's mit Fleiß erringen,
Keiner mit Gewalt beswingen.

Dogogriph von Verthold Arnau.

Ein Seebeid ist
Der Mann mit „o“,
Deß Bioge Hand
In Merito.

Es schmidt mit „a“
Die Wohnung, dein,
Kann umdeutbar
Und prächtig sein.

Büdingen aus Nr. 21.

1. Arithmogriph:

p	i	n	g	s	t	e	n
f	i	e	r	e	l	l	e
i	s	s	e	t			
n	a	s					
n	a	s					
i	h	l	a	t			
f	a	l	c	o	n	e	n
p	i	n	g	s	t	e	n
2. Charade: Elend, Heiland. — 3. Silbenaufgabe: Wilmot, Clony, Longh, Citrat, Herber, Eise, Rangar, Sardelle, Ferring, Anten, Helent, Lademus, Bawiti, Yrene, Mios, Delian, Norma, Zuchhat, Cobahil, Welcher Stahl wird nicht aus Eisen gefertigt? (Der Diebstahl.)

